

Aus einem dunklen, anfangs des Sehens schier endlos tief wirkenden Bildraum heraus leuchtet uns Farbe entgegen. Je wie viel und von wo aus Licht auf das Geviert des Bildes trifft, wagt sie sich mehr oder minder hervor und formiert sich, fügt sie sich in eine Gestalt, eine Vegetation, vielleicht ein Wolkenspiel; zugleich erkennen wir im Dunkel verborgene malerische Referenzen, denn monochrom ist auf diesen Bildern gar nichts, alles ist aufbauend gemalt, so wie wir es von alters her kennen, Schicht für Schicht, in Nuancen die so nah beieinander liegen, dass uns tatsächlich nur noch der Duktus des Vortrags hilft, sie voneinander zu unterscheiden.

Es gibt eine Reihe von Bildern wie diese, in denen der Maler Julian Khol mit bald altmeisterlicher Finesse dem Licht und der Farbe gleichermaßen huldigt, bei „FORTE DIE MARMI“ ist das so, bei „INDIAN SUMMER II“ und auch bei „FRÜH SCHNEE“¹ und einigen anderen. Diese Bilder bilden eine Brücke zwischen den frühen „*emblematischen Arbeiten*“ (wie Florian Steininger sie in einem Interview beschreibt)² und jenen aktuellen, worauf sich alle Gestalt aufgelöst zu haben scheint in einem leuchtenden Meer aus Farbe, Pigmentinseln und Strömungen. Zudem beweisen diese Bilder, dass Julian Khol seine früh erworbenen malerischen Mittel weiterentwickelt hat: statt illustrativer Elemente und Dinglichkeit ist es nun mehr und mehr dem Spiel der Farben alleine überlassen, uns Betrachter zur Imagination zu verhelfen.

Und dieses *Spiel der Farben* entsteht vor allem durch ihren Vortrag.

Julian Khol trägt die auch mit viel Leinöl sehr dünn gehaltene frische Farbe in Schichten auf, wobei den einzelnen Ebenen nur recht wenig Zeit gegeben wird, zu trocknen und das heißt, sich zu etablieren. Das Material fließt mutig an-, neben- und übereinander – denn Ölfarbe, selbst wenn sie sehr dünn ist, erobert sich ja nicht wie Aquarellfarbe von alleine und vermischt sich aufs Geradewohl. Ohne weiteres Zutun des Künstlers, ohne Pinseinsatz etwa überlagert die Ölfarbe sich allenfalls, lässt, je nach Transparenz der Schichten, den Blick hindurch und mischt sich auf die Art erst im Licht. – Julian Khol weiß um diese Eigenschaft des Materials. Und er nutzt sie konsequent für seine neuen Bilder.

Übrigens, das Adjektiv *frisch* meint hier keineswegs den *Zustand* der Farbe, sondern ihr *Wirken* auf uns. Denn es sind in der zeitgenössischen Malerei so noch nicht oft gesehene Kolorite, mit denen der Maler arbeitet. Da gibt es zum Beispiel ein Blau, das immer wiederkehrt, das so herrlich und kraftvoll strahlt, als wäre in jedem winzigen Pigmentkorn ein Licht gefangen. Oder ein sanftes Rot, das nicht brennt oder warnt, sondern wahrhaft glüht.

Womit wir bei der Imagination wären, zu der das *Spiel der Farben* uns befähigt, denn diese Beschreibung der Farben ist schon ein erster Schritt hinein in eine Utopie, die diese Bilder verkörpern (*sic!*).

Wir gehen bei der Betrachtung eines Bildes ja nicht nur von dem aus, was wir vor uns haben, sondern auch von dem, was in uns ist. Denn wir sind ein in eine sowohl kollektiv als auch eigenerlebte Umgebung kultureller, etwa religiöser Kenntnisse zutiefst verwobenes Individuum. In uns sind Generationen von Bildern, Erfahrungen, Vorurteilen, Schönheitsidealen oder Traditionen hinterlegt. Diese empirischen Ablagerungen, diese Schlacken unseres Seins, beeinflussen uns, unser Leben und unser Urteil. Die Frage ist – daran misst sich die Kunst und daran wird sie

gemessen –, die Frage ist nun, inwieweit unsere inneren Bilder, unsere Vorstellung von den Dingen, unsere Sicht der Welt mit dem sympathisiert, was wir in einer Malerei als Angebot vor uns sehen?!

Im Gespräch mit Florian Steininger sagte Julian Khol: „*Ich brauche immer das Motiv als Brücke in eine Abstraktion oder Auflösung (...)*“³. Bedeutet, auch die freieste Bilderfindung geht in ihrem Ursprung von einem Erlebnis aus, vielleicht dem einer Landschaft, aber auch einer Atmosphäre, einer (fremden) Kultur. Motiv, meine ich, meint hier vor allem *Motivation*, den Anlass für ein Bild.

Und ich glaube es liegt genau an dem, dass wir uns vor den aktuellen Arbeiten von Julian Khol nicht fremd sehen, dass wir schnell ein Verständnis entwickeln. Weil ihr Anlass nicht der (erdichteten) Fantasie, sondern dem (tatsächlichen) Erleben entstammt.

Denn selbst in ihrer aufgelassenen Dinglichkeit, in ihrer schier gesprengten, zu einem grandiosen *Spiel der Farben* aufgelösten Körperlichkeit liegen doch die Traditionen des Sehens und Erlebens, die auch wir als generatives Wissen in uns tragen. Mag sein, ein jeder von uns denkt sich seine eigene Utopie zu diesen Bildern. Es ist überhaupt nicht wichtig, dass wir alle uns dieselbe Geschichte denken vulgo dasselbe Bild vor unserem inneren Auge haben müssen. Wichtig und für die Bemessung der Kunst entscheidend ist, dass wir uns in eine Geschichte, in eine Erinnerung, in ein Gefühl, in ein Szenario aus Untergang und Wiederkehr hineindenken können angesichts dieser Bilder!

Was mehr soll man von Malerei, von Kunst erwarten dürfen? Was mehr als dass sie uns zur Imagination verhilft und damit selbst zu einem Erlebnis wird.

Text © Stefan Skowron, Aachen, im März 2014

¹ Für die genannten Arbeiten siehe: Julian Khol – Wer steht, wenn alle sitzen, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der Galerie Breckner Düsseldorf und in der Evelyn Drewes Galerie Hamburg, Till Breckner (Hrsg.), Verlag Galerie Breckner Düsseldorf 2014, S. 13, 34 und 11.

² Vgl. Julian Khol im Gespräch mit Florian Steiniger, in: ebenda, S. 39.

³ Julian Khol, in: ebenda, S. 40.